

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 17

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

6. Fortsetzung

Fangen wir gleich an und suchen wir erst einmal unser Hotel auf. Und dann machen wir von allem, was zu sehen und zu geniessen ist, ein Programm.“

„O bitte Hermann, kein Programm! Das Wort riecht nach Altenheim und nach deinem Rathaus. Wir wollen alles nehmen wie's kommt und was uns jede Stunde bringt, sonst ist's keine Überraschung und kein Glück.“

Im Hotel Lloyd, direkt am Quai, hatten sie sich ihr Zimmer bestellt. Ein grosses Zimmer mit einem kleinen Balkon, auf dem gerade zwei Stühle Platz finden konnten. Dieser Balkon war es vorerst, der Christine entzückte und sie stundenlang in Beschlag nahm.

„Der Blick auf die Promenade — auf den See — ich werde ihn nicht satt. Schau doch, wie sich alle die Leute in der herrlichen Platanenallee spazierenführen. Man merkt gar nichts von einem Krieg. Er ist so weit weg und hier ist alles Friede und Freude.“

Sie war wie ein Kind, das zum erstenmal eine grosse Reise macht, und sie plauderte wie ein Kind, das vor lauter Freude und Mitteilungsbedürfnis fast überbordert.

„Was würden sie wohl in Altenheim sagen, wenn sie uns hier sehen könnten? Dein helles Kleid steht dir gut, Hermann, du siehst viel jünger und hübscher aus als daheim.“

Im Hotel hielt man sie für ein Hochzeitspaar, was Christine noch glücklicher und übermütiger machte.

Am ersten Abend kaufte ihr Hermann in der Via Nassa ein Paket Pralinés. Am zweiten Abend kaufte er ihr ein buntes Tuch, wie es die Tessinerinnen tragen und eine Korallenkette. Am dritten Tag die ersten weissen Schuhe und Strümpfe ...

Damit stolzierte sie unter den Promenierenden am Quai, — eine junge, glückliche Frau, die sich innerlich immer weiter von Altenheim entfernte und auch von alledem, was ihr Leben bisher beengt und eingeengt hatte. Sie las jetzt keine Märchen mehr, — das Leben dünkte sie Märchen genug. Mit allen Sinnen gab sie sich dem neuen eigenartigen Rhythmus dieser Tage hin. Ihre Bewegungen wurden weich und zärtlich. In ihrer Stimme schwang ein singender, lockender Ton, der vordem nie dagewesen.

Hermann Keller beobachtete sie voll stiller Freude. Kam ihm selber die Weichheit und Süsse des südlichen Lebens und der südlichen Landschaft

nicht so nahe, empfand er deren Zauber weniger unmittelbar, so gab er sich dennoch all dem Schönen, der Ruhe und dem Gelöstsein von Arbeit und Pflichten willig und gerne hin. Zudem erhoffte er viel für seine Frau — für seine Ehe von diesen sonnigen, unbeschwerten Tagen.

Seine Zärtlichkeiten wurden herzlicher, seine Schritte passten sich denen von Christine an. Nun, da er für ein paar Wochen den Amtskittel ausgezogen, kam der Mensch in ihm mehr zu seinem Recht, — ein rührender, etwas hilfloser, aus reinem Herzen glücklicher Mensch, der viel nachzuholen, zu empfangen — und zu geben hatte.

Er war stolz auf seine hübsche Frau, stolz auf ihr buntes Tuch, auf ihre weis-



Der Wanderstab

*Knospen waren aufgesprungen,
Vögel haben hell gesungen,
Und der Strauch stand wunderschön.
Hab' mir einen Stab geschnitten,
Um daran durch Frühlings Mitten
In die weite Welt zu geh'n.*

*Immer nun zu Lenzeszeiten,
Wenn die Blumenglocken läuten,
Hält der Stecken nimmer still.
Nimmer bannen ihn die Wände
Und er hüpfet in meine Hände,
Und ich weiss schon, was er will.*

*Blühen will er wie die andern
Und auch in die Ferne wandern,
Beides ist ihm nicht zu viel.
Und er will als dritte Gabe,
Dass sich unser Herz erlabe,
Eines Vogels Lied und Spiel.*

Walter Dietiker



sen Schuhe und die leuchtende Korallenkette. Er führte sie beim Spazieren am Arm, was er daheim nicht tat. Er schaute interessiert und freudig zu, wenn die Kellner im Hotel sie bedienten. Wenn sie verlegen von einer Speise zu essen wünschte, deren Name und Herkunft sie nicht kannte.

In der Grotto San Domenico wagte er sogar mit ihr ein steifes, schüchter-

nes Tänzchen. Die Klänge des Dreimann-Orchesters und vor allem die bittenden Augen Christines hatten es ihm angetan.

„Ich alter Esel“, sagte er nachher fast beschämt, als er sich wieder setzte.

„Du warst noch nie so jung“, lachte Christine zurück. „Ich habe gar nicht gewusst, dass du so nett Schottisch tanzen kannst.“

„So ganz anders“ aber wurde es Hermann Keller erst, als er auf der Terrasse über den berühmten Weinkeller Caprinos umständlich und feierlich eine Flasche Asti spumante öffnete und das prickelnde helle Gold in die hohen Gläser rinnen liess.

„Auf eine gute Zukunft, Christine, für uns beide, für die ganze Welt.“

Christine ‚kostete‘ zuerst mit der Nase und lachte glücklich wie ein Kind, als ihr die Schaumperlen ins Gesicht sprühten. Dann trank sie behutsam. Da es so wunderbar leicht und angenehm ging, forderte sie bald ein zweites und dann noch ein drittes Glas.

„Christine“, warnte er, „das Zeug ist gefährlich.“ Aber er selber war schon bei dem Punkte angelangt, wo man leicht und unbeschwert ins Unergründliche segelt und vergisst, dass es ein Gestern und ein Morgen gibt.

Auf der Rückfahrt über den See lehnte Christine in seinem Arm und trank mit grossen weiten Augen die wundersame Schönheit dieser Nacht.

„Hast du es gewusst, Hermann“, sagte sie leise, „dass es so viele Sterne gibt? Für jeden Menschen einen, für dich — für mich — für alle.“

Sie wartete nicht auf seine Antwort, sie redete wie träumend weiter:

„Hast du es gewusst, Hermann, dass die Welt so schön ist? Die vielen, vielen Lichter drüben am See, eine unendliche Kette. Sie steigt den Salvatore und den Monte Brè hinauf und endet im Himmel. Ein Licht für dich und für mich — für jeden Menschen eines ...“

Hast du es gewusst, dass das Leben so schön ist?“

Sie lehnte sich noch fester an ihn und begann lautlos zu weinen.

Hermann fühlte es nur am Behagen ihres Körpers und an den warmen Tropfen auf seiner Hand.

„Sie hat einen kleinen Schwips“, dachte er gerührt und strich ihr zärtlich übers Haar.

Aber Christine weinte auch noch, als sie neben ihm im Bette lag. Sie umschlang ihn und hielt ihn fest, sie presste ihr tränennasses Gesicht an das seines und stammelte wieder und wieder:

„Ich will glücklich sein — ich will glücklich sein ...“

Als die Helle des Tages sie weckte, musste sie sich erst wieder auf den gestrigen Abend besinnen:

„Du, Hermann, was war das eigentlich — vergangene Nacht?“

„Reizend warst du“, sagte er froh, „und glücklich sind wir beide gewesen. Aber nun komm, zieh dich an, wir wollen heute dem Salvatore unsere Aufmerksamkeit machen.“

Jeder Tag war zu kurz. Salvatore — Monte Brè — Porlezza — Morcote — Meide. Die Stunden auf dem See im kleinen Ruderschiff, die Stunden am Quai im Zuge der Menschen, der wie eine lange Prozession des Friedens und der Freude unter den Platanen auf und nieder wogte. Dann die „Entdeckungsfahrten“ durch die engen winkligen Gässchen, in denen die „Bambini“ mit den grossen dunklen Kirschenaugen über Schwellen und Pflastersteine stolpern. Christine holte sich jeweils beide Arme voll. Und wenn es auch nur kurze Augenblicke waren, da sie das weiche, junge, süsse Leben an ihrem Herzen spürte, so waren es Augenblicke inniger Freude, die sich wie leuchtende Punkte in das bunte Mosaik des Tages hoben.

Schön waren die Abende, wenn die Lichterkette am Ufer des Sees funkelte, wenn Gitarren- und Mandolinengänge aus offenen Fenstern und Türen drangen und weiche melodische Stimmen südliche Liebeslieder sangen.

Dann war Christines Seele wie warrendes, dürstendes Erdreich, das sich geöffnet hatte — um zu empfangen. Jeder Klang, jeder Ton, jedes Bild grub eine Furche. Aber diese Furche blieb Klang, Ton und Bild rauschte darüber hinweg und Christine wartete immer noch, dass etwas geschehen möge, irgend etwas, das sich in die offenen Furchen legen und aufgehen wür-

de. Im Lloyd Hotel hatte es nicht sehr viele Gäste. Die meisten waren Ausländer, an die sich der Schweizer nicht recht herantraute. Christine bewunderte gelegentlich das selbstsichere, gewandte Benehmen der Männer, das mondäne Gehaben der Frauen. Ihr Eigengefühl als schlichte Schweizerfrau legte ihr nach aussen hin starke Zurückhaltung auf und liess ihr Wesen, mit dem der andern Frauen verglichen, ziemlich farblos und unpersönlich erscheinen.

Eines Mittags nun, als sie mit ihrem Mann den Essaal betrat und ihren gewohnten Tischplatz aufsuchen wollte, gegenüber ihr Fuss: der Tisch ihnen gegenüber, der bis jetzt leer geblieben, war besetzt. Eine junge, dunkelhaarige Frau hatte mit ihren drei Kindern und der Kinderfrau daran Platz genommen. Sie boten ein vollkommenes Bild, das Christine ins Herz hinein ging.

Wie eine Madonna sass die schöne Mutter zwischen ihren zwei Knaben von etwa drei und fünf Jahren. Das Jüngste, etwa einjährige, in einer Woge von rosa Spitzen gehüllt, hielt sie wie einen duftigen Blumenstrauss zärtlich im Arm. Alle Vier hatten dieselben dunklen Haare, dieselben nachtdunklen Augen,

die wie grosse Sterne aus den blassen Gesichtern schauten.

Eine schönere Mutter und schönere Kinder hatte Christine noch nie gesehen!

Während die beiden Knaben schon längst ruhig und sicher ihre Mahlzeit einnahmen und das Jüngste von der alten Kinderfrau mit Suppe und Früchten gefüttert wurde, schaute Christine immer noch wie verzaubert auf das Bild.

„So iss doch, Christine“, mahnte ihr Mann.

„Hast du die Kinder gesehen?“ fragte sie zurück.

„Es scheinen Italiener zu sein. Wirklich schöne Kinder, aber du kannst trotzdem weiteressen. Die Mutter lächelt ja schon über deine stumme Anbetung.“

„Es ist die Familie eines hohen italienischen Offiziers“, bemerkte der Kellner, der schon längere Zeit mit der Vor Speise neben Christine wartend stand. „Sie bleiben zwei Monate bei uns.“

Darauf tat Christine einen hörbaren Seufzer der Erleichterung und bediente sich endlich von der Platte. Sie hatte also noch volle zehn Tage vor sich, an denen sie die Kinder immer wieder sehen konnte.

Wie eine Jungfrau ihre Seelenruhe verliert, wenn sie zum ersten Male liebt, so verlor Christine ihre Ruhe, nachdem sie die Kinder getroffen hatte. Am liebsten wäre sie den ganzen Tag in der Nähe des Hotels geblieben, nur um sie ständig gehen und kommen zu sehen. Sie war immer irgendwie auf der Lauer und jede Begegnung, der Klang der hellen melodischen Stimmen, trieb ihr das Blut zum Herzen.

Jede Mahlzeit wurde nun tatsächlich zur stillen Anbetung dieses Mutterglücks. So oft auch die Ungeduld und der Ärger über das wiederum so verwandelte Wesen Christines in Hermann aufloderte und er diese Begegnung erwünschte, so bezwang er sich und wurde still, wenn er in das verklärte Gesicht, in die sehnsüchtigen, hungernden Augen Christines schaute.

„Gut“, sagte er sich, „so soll sie so rasch als möglich ein fremdes Kind ins Haus nehmen, damit die Sache mal ein Ende hat. Wenn wir zurück sind, will ich sofort mit Arnold Haller sprechen.“

Und somit glaubte er in Liebe und Treue alles zum Besten vorgekehrt zu haben, — auch wenn er mit Christine selbst noch kein Wort darüber gesprochen hatte.

Die meisten Männer sind nun ja einmal so, dass sie alles in Ordnung finden, sobald sie selber zu einem Entschluss gekommen sind. Aber diesen Entschluss auch gleich der Lebensgefährtin mitzuteilen, daran denken sie nicht, — das hat Zeit. Die Hauptsache bleibt, dass man es selber weiss! Wie viel aber dadurch verpasst, versäumt oder gar zer-

Kari Dällenbach

Wer kennt nicht seinen Namen!

Text und Bild: Alois Muri

Als vor wenigen Jahren ein öffentlicher Wettbewerb bestimmen sollte, wer die populärste Person Berns sei, erhielt Kari Dällenbach die meisten Stimmen. Nicht zu Unrecht, denn sein Name wird sogar ausserhalb der Landesgrenzen im Munde geführt.

Seine erste Bekanntschaft mit dem Namen Dällenbachs machte ich vor Jahren in einer Jugendherberge. Ein waschechter «Bernergiel» hatte sich zu uns verirrt und nächtigte in unserem Schlafraum. Bis tief in die Nacht hinein amüsierte er uns mit Witzen und Anekdoten. Bundesrat Minger und der Dällenbach Käru waren seine Hauptfiguren... Ein zweiter Till Eulenspiegel in Bern, dachte ich mir und wunderte mich, wie die Berner zu diesem Namen kamen.

Als ich nach Bern kam, vernahm ich, dass Dällenbach wirklich geliebt hat. Das wissen die meisten Berner ausserhalb der Stadt nicht. Deshalb ist es nicht überflüssig, wenn die jüngern Berner etwas von Dällenbach in Persona vernehmen. 1877 kam Kari, der eigentlich Tellbach hiess, zur Welt. Er lebte zeit seines Lebens mit seiner Schwester, der früheren Metzgersfrau Sommer, in einer kleinen Zweizimmerwohnung an der Neuengasse 4 in Bern, wo er im Parterre einen Coiffeurladen eingerichtet hatte. Was ihn, der zeitlebens ohne Frau blieb, auszeichnete, das waren seine Hasenscharte, seine Freigebigkeit und seine Anhänglichkeit zu den Kindern. Gegen Frauen war er sehr zurückhaltend, was gewiss auf seine Entstellung im Gesicht zurückzuführen war.

Ob Dällenbach ein guter Haarschneider war? Gewiss keine Leuchte; trotzdem hatte er seine Bude stets voll. Es waren nicht nur die Gäste des Witzwiler Wartsaals (eines benachbarten Restaurants, das seinen Uebernamen erhalten hat, weil die entlassenen Sträflinge von Witzwil und Thorberg angeblich dort ihr erstes Rendez-vous haben), sondern biedere Männer, die ihrem Zwerchfell Anregung verschaffen wollten. Denn der Barbierladen Dällenbachs war zur Hauptsache eine Witzbude, wo der Coiffeur die Kunden stundenlang mit trocken und scheinbar harmlos erzählten Witzen zu unaufhaltsamem Lachen brachte. Wie Dällenbach beruflich mit seinen Kunden verkehrte, zeigt folgende wahre Anekdote: Ein Deutscher verirrte sich in den kleinen Laden und wollte sich bloss die Spitzen und Konturen schneiden lassen, worauf ihm Dällenbach mit der Bemerkung «Entweder wird richtig geschnitten oder nichts» kurzerhand die Haare kleinschnitt.

Im Coiffeurladen hatte sich Dällenbach eine eigene Kleinwirtschaft eingerichtet, wo er sogar Bratwürste briet und mit seinen Gästen Gelage veranstaltete. Seine Freigebigkeit war es, die schuld war, dass es Dällenbach zu nichts brachte.

(Schluss auf Seite 522)



Er sieht gar nicht so humoristisch aus, wie man ihn schildert. — Hundert solcher Menschen könnten einem auf der Strasse begegnen, ohne dass man sich darum kümmern würde

stört werden kann, das gestehen sie sich selten oder nie. Und wenn sie es einmal tun, dann kommt diese Einsicht und dieses Zugeständnis oft zu spät.

„Ich mag heute keine Mittagsruhe halten“, sagte Christine nach dem Essen. „Ich fühle mich so frisch, dass ich jetzt am liebsten, solange du dein Schläfchen machst, nach Paradiso hinaus spazieren möchte.“

„Bei dieser Wärme? Du hast das sonst doch nie getan.“

„Ich mag heute wirklich nicht im Zimmer bleiben. Bitte!“

„Gut, wie du willst, in etwa einer Stunde komme ich dir nach, wenn du bis dahin nicht zurück bist.“

Christine hatte es eilig, aus dem Hotel zu kommen, hatte sie doch gesehen, wie die italienische Kinderfrau mit den drei Kindern den Weg nach Paradiso gegangen war. Nun galt es das Trüpplein einzuholen. Die Gelegenheit, einmal den Kindern und besonders dem Jüngsten ganz nahe zu sein, ohne die Gegenwart der schönen Mutter oder die Gegenwart Hermanns, die wollte sie sich nicht entgehen lassen.

Sie rannte schier und merkte nichts von der Mittagshitze, über die sie sich sonst beklagte. Erst als sie die kleine Gesellschaft vor sich in der Baumallee gemächlich dahinwandeln sah, mässigte sie ihren Schritt, denn nun musste alles ungewollt und unbeabsichtigt erscheinen, ein kleiner Zufall, den man lächelnd grüsst ...

Sie ging hinter den Dreien her. Das Jüngste wurde von der Kinderfrau auf den Armen getragen. Beim Musikpavillon machten sie Halt. Die Wärterin setzte sich mit dem Kleinen auf eine Bank zwischen Lorbeer- und Oleandersträuchern. Die beiden Knaben begannen sich auf dem freien runden Platz ihre Bälle zuzuwerfen.

Und nun fügte es wirklich der freundliche Zufall, dass einer der Bälle vor Christines Füße geflogen kam. Sie hob ihn auf und warf ihn den Knaben zurück. Der Ball kehrte wieder. Die Buben jauchzten, als sie sich von neuem danach bückte. Und nun begann ein kurzes fröhliches Spiel. Die Kinderfrau schaute lächelnd zu, der Kleine in ihrem Arm krächte vor Vergnügen ...

Ein Weilchen später sass Christine auf derselben Bank. Ihre Augen umfingen das Kind auf dem Schoß seiner Hüterin. Sie streichelten und küssten das zarte Gesichtlein, die Händchen

und Fingerchen, die runden rosigen Glieder, die sich wie entfaltende Blumen der Sonne boten. Lange, lange blieb sie so in den köstlichen Anblick versunken. Das Kind wurde still. Wie wartend und lauschend lag es da. Seine Augen ruhten weit und offen in denen seiner stummen Beschauerin ...

In den japanischen Linden und den Blutbuchen rauschte es leise, — verwehte Düfte des Lorbeers und Oleanders schmeichelten um Wangen und Stirn ...

Nach einer Ewigkeit, in der Christine ihr Ich an das Kind verloren hatte, löste sie langsam und zögernd den Blick und schaute auf — in die beobachtenden Augen der Wärterin.

Christine sprach kein Wort italienisch, die Kinderfrau kein Wort deutsch, und dennoch verstanden sie sich. Die Italienerin reichte ihr das Kind, — und nun lag es dicht an ihrem Herzen, die Gnadengabe des Himmels, das Heiligste und Höchste, was einer Frau werden kann.

Christine seufzte in Seligkeit und süssester Not. Die Welt versank, sie hielt das Glück! Sie fühlte die Wärme des Körperchens, sie atmete seinen reinen, frischen Duft. Sie sah im Blau des Himmels über ihr die Engel steigen, ihre Seele war offen und weit und erschauerte unter der Macht und Gewalt dieses höchsten Augenblicks ...

„Ein Kind! Ein Kind!“ schrie ihr Herz. „Herrgott, schenk mit ein solches Glück! Ich will alles dafür geben — ich will alles dafür lassen! Gott, wenn Du bist, so erhöre mich!“

Da begann das Kind in ihren Armen schmerzlich zu weinen. Die Wärterin nahm es ihr fort, worauf es sofort wieder stille ward.

Christine erwachte zu sich selbst. Sie fühlte die Sonne auf ihrem Körper brennen. Und dort kam ihr Mann. Wie lange war es denn her, seit sie das Hotel verlassen?

„Also darum“, sagte Hermann ärgerlich. „Ich habe mir etwas Ähnliches gedacht. Hör einmal, Christine, — warum quälst du dich und mich? Es hat doch alles keinen Sinn. Du weisst, dass du nie auf so ein Kind hoffen kannst.“

Christine antwortete nicht. Sie dachte an das, was sie vorhin für sich allein erlebt und empfunden hatte. Hätte ihr Mann diese Gedanken lesen können, er würde nicht länger gezögert haben, ihr von seinem Plan, ein Kind ins Haus zu nehmen, zu sprechen. So aber gingen sie verstimmt und schweigend nebeneinander her ...

In dieser Nacht fand Christine keinen Schlaf. Das heisst: sie wollte ihn gar nicht über sich kommen lassen. Ihre Seele hielt Zwiesprache mit Gott, von dem jeder sprach und den keiner kannte.

„Ich bin stark und gesund“, rechtede sie mit diesem Gott. „Mein Mann ist stark und gesund. Warum soll ich also kein Kind haben? Ist das böse Blut

eines Ahnen oder Urahn stärker als unser gesunder Wille, unser gesundes Sein? Was ist das für eine schreckliche Macht, die an den Unschuldigen die Sünden der Schuldigen heimsucht und bestraft? Ich anerkenne sie nicht, ich lehne mich dagegen auf! Ich will ein Kind, ich habe ein Recht darauf wie jede andere Mutter. Ich will nicht ärmer sein als das ärmste Weib mit seinem Kind im Arm ...“

Die Atemzüge ihres Mannes gingen regelmässig und ruhig durchs dunkle Zimmer.

„Fühlt er denn nichts von meinem Kampf?“ fragte sie sich verzweifelt. „Sind wir einander im Grunde unseres Seins so fremd, — so fern — dass er dicht neben mir zu schlafen vermag, während in mir alles aufgewühlt und ruhelos ist?“

Hermann Keller atmete laut und ungestört weiter.

Da glitt sie aus dem Bett, schlüpfte in ihren Morgenrock und trat auf den Balkon hinaus ...

Zu ihren Füßen lag schwarz und tief und still der See. Über ihr funkelte der Sternenhimmel wie ein milliardenäugiges allwissendes Wesen, das Hüter und Wächter all dessen ist, was vor seinem geheimnisvollen Antlitz ausgebreitet liegt. Und zu diesem milliardenäugigen Wesen schaute jetzt Christine auf und rechtede weiter ...

„Ich will kein Baum ohne Früchte sein, keine Erde ohne Saat und Ernte. Ich fordere mein Recht, das Recht auf Mutterschaft, um jeden Preis — hörst du — um jeden Preis!“

Tränen überrieselten ihr Gesicht. „Ich will Mutter werden — ich will gesegnet sein, wie jede Frau durch ihr Kind gesegnet ist. Ich fordere mein Recht, ich lasse nicht davon ab. Du musst es mir geben — hörst du, — du musst!“

Christine schauerte zusammen. Der kühle Wind hatte sie berührt. Der Wind, der vom See herauf kam und die Fächerpalmen im Garten bewegte, dass sie seltsam klirrten und rauschten, als strichen Knochenfinger über ein fremdes Instrument.

Sie schlich in ihr Bett zurück. Sie erwartete mit offenen Augen den Morgen den neuen Tag — die Erfüllung, hörte

er leisen Gesang aus dem Badezimmer nebenan. „Christine?“

Schon stand sie in der offenen Tür auf der Schwelle. Freude und Triumph leuchteten aus ihrem Gesicht. Sie schauten sich an — lange — und kehrten dann in seltsamer Scheu die Blicke wieder voneinander ab. Es war, als hätte die Frau ihren Mann und der Mann seine Frau zum erstenmal gesehen.

Hermann musste heute wieder und wieder nach Christine schauen. Sie schien ihm verändert, verjüngt, schön.

(Fortsetzung folgt)

An die Leser unserer Zeitschrift

Wir möchten neu eintretende Abonnenten besonders auf den seit kurzer Zeit laufenden Roman „Der Sohn Johannes“ von Rösy von Känel aufmerksam machen, der ein sehr aktuelles Problem behandelt. Auf Wunsch werden bereits erschienene Nummern kostenlos nachgeliefert